

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (7 Ebr.) vierteljährlich, 3 Ebr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

# Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlth. Post-Ämtern.

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 35.

Berlin, Montag den 21. März

1836.

### Frankreich.

#### Der Pariser Schachklub.

Von Méry.

Trotz meines Abscheus vor Angeberei kann ich doch nicht umhin, die Welt auf einen der furchtbarsten Klubs aufmerksam zu machen, und ich glaube dadurch beiden, ihm und der Welt, einen Dienst zu leisten, denn es ist derselbe ein Brennpunkt, der zahllose Rabien nach allen Seiten hin ausstößt; er unterhält Verbindungen mit England, Rußland, Oesterreich, China und Hindostan; die Weltkarte ist sein Gebiet; er ist der Katholizismus in Gestalt der Verschwörung. Man suche diesen Klub nicht etwa in einem versteckten Winkel von Paris; ungestraft öffnet er seine geheimnißvollen Säle im geräuschvollen Mittelpunkte der Hauptstadt; das Haus, welches er inne hat, ragt an Glanz unter allen anderen hervor; mit hundert Fenstern schaut es auf den Boulevard Montmartre; es hat prächtige Ballone, die den Klubbisten als Tribünen dienen; es hat hängende Gärten wie die Stadt der Semiramis. Tag und Nacht wird dort Sitzung gehalten; Männer mit strenger, tief-sinniger Miene versammeln sich daselbst und vereinigen ihre Geisteskräfte, um Könige zu stürzen; Pairs, Deputirte, Richter, Banquiers, Generale, Fürstinnen und Botschafter steht man hier in allem Ernst damit beschäftigt, einen Thron zu untergraben, und sie sparen kein Opfer, um dies Ziel zu erreichen. Diese harmlosen Hochverräther sind — Schachspieler.

Es kann nicht leicht ein Klub für seine Bestimmung eine so günstige Lage haben; er befindet sich an dem Punkt, wo alle Hauptstraßen von Paris zusammentreffen; er beherrscht die Panoramas, als sollte er an die Welt Herrschaft des Schachs erinnern. Das schöne Waarenlager, das gegenüber seine Thüren öffnet, trägt die Aufschrift: „Zur weißen Königin.“ Man konnte keinen besseren Platz dazu wählen. Durch eine pompöse Thür gelangt man zu einer prächtigen Treppe, und ist man darauf den ersten Stock hinangestiegen, so wird man in Säle geführt, ruhig, wie der Palast des Schweigens; man hört nichts als von Zeit zu Zeit den Ton der eisernen Figur, die auf dem Mahagoni-Schachbrett das Feld wechselfelt. Man mag Spieler oder Zuschauer seyn, es ist kein Platz für Andere als die Auserwählten; Laien würden hier nur einschlafen. Das Haupt-Quartier der Schach-Matadore hat viermal in einem Jahrhundert seinen Ort gewechselt; unsere Väter sahen es bei Procopé unter der Herrschaft Philidor's und im Kaffeehause der Regentenschaft auf dem Plage des Palais-Royal. Eines Tages kam Robespierre auf den Einfall, sich die Zeit mit Palamedes Spiel zu vertreiben; er ließ sich in den Zwischen-Älten der Sitzungen des Jakobiner-Klubs im Kaffeehause der Regentenschaft nieder; sein Haß gegen das Königthum mußte ihn natürlich dazu treiben. Die Carmagnole trillernd, bot er dem Könige Schach auf Schach. Die Erscheinung dieses fürchterlichen Spielers warf einen finsternen Schatten auf die Tafeln dieses sonst so friedlichen Kaffeehauses. Niemand wagte es, sich mit Robespierre in eine Partie einzulassen, aus Furcht, sie ihm abzugewinnen. Es war dabei einige Gefahr für den Kopf. Unvermerkt verließ Einer nach dem Anderen das Kaffeehaus der Regentenschaft. Die Schachfreunde trugen ihre hölzernen Penaten nach dem Militär-Kaffeehause in der Straße St. Honoré, demselben, wo Lafayette nach seiner Rückkehr von Amerika seinen Triumph davontrug. Erst nach dem 9ten Thermidor eroberte das Kaffeehaus der Regentenschaft, von Robespierre ausgeliefert, wieder seine Rechte auf den Thron des Schachs. Noch heute ist es das geschlossene Feld, auf welchem viele Kämpfe ausgefochten werden; aber die hohen Celebritäten des edlen Spieles haben die Regentenschaft verlassen und den Panorama-Klub gegründet.

Hier werden nunmehr die großen Streiche geführt; von hier läßt man Ausforderungen ergehen; der Panorama-Klub spielt mit dem Klub von Westminster; es ist ein Krieg, der ohne Wissen der Quadrupel-Allianz geführt wird. Die letzte Schlacht zwischen London und Paris dauerte viele Monate; das Paketboot von Calais meldete: „Frankreich stellt den Springer des schwarzen Königs auf das dritte Feld seines Läufers“, und einen Monat darauf überbrachte das Paketboot von Dover die Antwort: „England stellt den Springer der weißen Königin auf das dritte Feld ihres Läufers.“ Es ist unglaublich, wie viel Mittheilungen zwischen den Paketböten erforderlich waren, um das Drama zu seiner Entwicklung zu führen. Endlich gab der Panorama-Klub neulich gar auf telegraphischem Wege dem Lord Palmerston Schach und Matt. Das Bulletin über diese Schlacht soll in dem „Palamedes“, dem Schach-Journal, bekannt gemacht werden, welches die Herren von

Labourdonnais und Méry vom 13. März an in monatlichen Heften herausgeben wollen.

Dieser Plan kommt ohne Zweifel sehr zur rechten Zeit, jetzt, wo Alles in die Journalistik aufgeht, und namentlich in einem Augenblicke, wo das Schachspiel wieder seinen früheren Rang eingenommen hat. Wir erfreuen uns eines langen Friedens, also bedürfen wir eines Scheinkrieges. In einem kriegerischen Lande will man um jeden Preis Sieger seyn. Das Schachspiel verdient wohl diese Wiederbelebung, denn es ist ein Spiel, welches mehr in das Gebiet der Akademie der Wissenschaften als in die Akademie der Spiele gehört; es ist das einzige, bei welchem der menschliche Verstand den Zufall aufhebt. Glück und Unglück sind von dem Schachbrett verbannt.

Wir wollen mit wenigen Worten die Geschichte dieses edlen Spiels durchlaufen. Die Sage schreibt die Entdeckung desselben dem Griechen Palamedes zu. Dieser erlauchte Grieche soll das Schachbrett auf dem Sande des Simeis erfunden haben. Hätte ich die Ehre, ein Gelehrter zu seyn, so würde mir diese Sage wohl gefallen, und ich würde daran festhalten, wollte mich auch ein noch Gelehrterer mit Gewalt aus dem Stamander-Strom reißen und nach der Ganges-Halbinsel versetzen, um mir auf Drama's Knien die Wiege des Schachs zu zeigen. Homer ist mir lieber als Confucius. Palamedes gefällt mir; die Sage ist natürlich und wahrscheinlich; meines Erachtens war nichts Geringeres als ein solches Spiel den Griechen vornehmlich, um ihnen die langweiligste Blokade, die jemals ein Volk unternommen, im Angesichte einer Stadt, die man fortwährend belagerte und nie einnahm, ein wenig erträglicher zu machen. Zehn Jahre der Belagerung gewähren schon Ruhe zur Erfindung eines Spiels. Agamemnon, der König der Könige, und Klytemnestra, demnach die Königin der Königinnen; die Thürme des Skäischen Thores; das hölzerne Ros und all die Narren<sup>\*)</sup>, die da zusammengelaufen waren, um sich für die Ehre eines entehrten Ehemanns zu schlagen; dies Alles könnte man wohl mit einigem Grunde als den Stoff annehmen, der den Griechen Palamedes auf die Erfindung der Figuren des Schachbretts gebracht. Es ist verdriesslich, daß Gelehrte sich gegen den unglücklichen Palamedes verschworen haben; die Gelehrten verderben oft die schönsten Sachen; ich kann es ihnen nicht verzeihen, daß sie manchmal eine schaalte Wahrheit an die Stelle einer reizenden Lüge setzten. Ehre dem Italiener Carrera, der im Jahre 1617 ein Buch zu Palamedes Gunsten schrieb! Carrera war dabei so hochherzig, zu vergessen, daß er von dem Trojaner Antenor abstamme, der von Palamedes, dem Griechen, ein tödtliches Schach empfangen hatte.

Gelehrte, die von Niemand abstammen, haben Palamedes zu Gunsten des Braminen Siffa entthront, der, wenn er überhaupt gelebt, im vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung lebte. Zur Unterstützung dieser Ansicht verweisen jene Gelehrte auf die Abstammung des Wortes Schach aus dem Sanskrit und dem Persischen. Lassen wir einmal diese Etymologie gelten; Schach bedeutet König. Dasselbe Wort findet sich auch mit mehr oder weniger Modification in anderen Sprachen wieder: *Capitator* im Neugriechischen, *scacchia* in den Schriftstellern des Mittelalters, *scacchi* im Italienischen, *schachspel* im Holländischen, *alkadres* im Arabischen und *chess* im Englischen. Herr Pichard, ein sehr geistvoller Mann, obgleich er ein Gelehrter ist, schreibt den Hindus die Erfindung dieses Spieles zu; er hat in der königlichen Bibliothek eine Jüdische Handschrift entdeckt, die der Sage von Palamedes einen harten Stoß zu versetzen scheint. Ich glaube, um den Knoten zu zerhacken, muß man zu der gewöhnlichen Formel seine Zuflucht nehmen und sagen, der Ursprung des Schachspieles verliere sich in das Dunkel der Zeiten. Was mich anbetrifft, so bleibe ich trotzdem meinem Palamedes treu; ich habe nur einen Vers aus der Odyssee zur Begründung meiner Ansicht, aber ein Vers von dem Vater der Sagen ist kostbarer als die Wahrheit, die nicht existirt.

Alle Völker, vom Braminen Siffa bis zu den Klubbisten der Straße Vivienne Nr. 48, haben eine aufrichtige Verehrung für das Schachspiel gezeigt. Jede Nation hat die Namen aufbewahrt, die sich darin ausgezeichnet. Lord Cochrane spielte in allen fünf Welttheilen Schach; er fand überall Gegner, die seiner würdig waren. In Kalkutta begann er eine Partie mit einem Braminen, der ihm seine Macht durch erstaunliche Züge offenbarte, die von den Englischen Klubs in ihre Annalen eingezeichnet wurden. Holland, Deutschland und Belgien haben viele berühmte Namen in diesem Fach aufzuweisen; es sind dort besondere Werke über dies Spiel von Algaer, Kock, Stein, Gustav Selenus, Benoni und Mauvillon erschienen. Spanien rühmt sich seines Lopez

<sup>\*)</sup> Der Läufer im Schachspiel heißt im Französischen *le fou*; man vergleiche die in Nr. 149 und 154 des Magazins vom vorigen Jahre mitgetheilten Artikel über das Schachspiel.



dessen Buch noch jetzt wie ein Orakel gilt. Italien, dieses von Ruhm aller Art strahlende Land, hat viele berühmte Schachspieler geboren. Neapel hatte seine Schach-Akademie. Irrende Ritter verließen Italien mit dem Schachbrett in der Hand und durchwanderten, zu Partien herausfordernd, ganz Europa. Ein Italiener war es, von dem Lopez in einem öffentlichen Kampfe vor dem Spanischen Hofe besiegt wurde. Man könnte eine ganze Bibliothek aus den Italiänischen Schriften über das Schachspiel errichten. Die geschättesten Autoren, die in seiner Sprache über diesen Gegenstand geschrieben haben, sind Lolli, der Anonymus von Modena, der sich del Rio nannte, Ponziani, Salvo, Greco genannt il Calabrese, und der Graf von Cozio. In England aber ist die Lust am Schachspiel zu einem völligen Fanatismus geworden; alle bedeutende Werke des Auslandes über dies Spiel sind ins Englische übersetzt worden, und auch Englands eigene Literatur ist sehr reich an Abhandlungen darüber. Jeder Divan, jedes Kaffeehaus zu London hat seine leidenschaftlichen Schachspieler; in den literarischen Instituten ist sogar ein Tisch für dieses Spiel vorbehalten. Die geschicktesten Spieler sind Cochrane, Lewis, der mit unserem berühmten Deschappelles gespielt hat, Krazer und Mac Donnell. In der letzteren Zeit hatte sich ein merkwürdiger Kampf zwischen London und Edinburgh entsponnen; die Partie dauerte — man denke — fünf Jahre! Die halbe Zeit der Belagerung von Troja! O Palamedes! Der Schottische Sieger heißt Donnaldson; er gewann nur einen silbernen Becher, zu dessen Anfertigung der Goldschmied Zeit genug gehabt hatte.

Rehren wir nach Frankreich zurück, wie man, alle National-Eitelkeit beiseitegesetzt, immer wieder auf dies Land zurückkommen muß, wenn man geistige Ueberlegenheit sucht. (!) Die Pairs Karls des Großen spielten Schach; die Glücklichen! Sie hatten keinen Prozeß im Luxemburg zu entscheiden. Als Kind rührte mich oft das Schicksal jenes armen Neffen Karls des Großen, den Renaud von Montauban durch einen Schlag mit einer Schachfigur tödtete. Dadurch gewann ich Geschmack am Schach. Es giebt kein schöneres Buch als „die vier Haimons-Kinder“, das zu Spinal gedruckt worden. Andere schreiben jenen gewaltigen Streich dem Sohne Karls des Großen, Charlot, zu, der damit dem Sohne Dzer's des Dänen den Kopf zerschlagen habe. Diese verschiedenen Lesarten kümmern mich wenig. Genug, wenn ich weiß, daß unter Karl dem Großen Schach gespielt wurde, und zwar mit so schweren Figuren, daß ein tödtlicher Schlag damit versetzt werden konnte; ein Beweis davon ist auch das berühmte Schachspiel, welches der Chalif Harun al Raschid, bekannt durch die Tausend und Eine Nacht, an Karl den Großen schenkte. Unsere Königliche Bibliothek hat diesen Schach aufbewahrt.

Im dreizehnten Jahrhundert wurde die Schachwuth so groß, daß der gute heilige Ludwig eine Verordnung gegen dieses Spiel erließ. Glückliche Zeiten, wo die Könige sich damit unterhielten, Verordnungen gegen das Schach zu entwerfen! Ludwig der Heilige sagte in diesem Edikt vom Jahre 1234 sehr ernst, er verbanne dieses Spiel „als eine zu ernste Unterhaltung, die durch zu großen Eifer den Körper erschlafe.“ Man muß wirklich ein Heiliger seyn, um solche Edikte zu erlassen. Wenn heutzutage der Deputirten-Kammer ein solcher Einsall anwandte, würde der Panorama-Klub sich mit all seinen Schachfiguren bewaffnen und ihr den Gehorsam verweigern. Unter Ludwig IX. sagte man sich in Alles. Die Schachspiele wurden verbrannt, wie später die Tempel. Zum Unglück waren die Tempel nicht von Holz, wie die Schachfiguren. Bei der Nachricht vom Tode Ludwigs des Heiligen fing Frankreich von neuem an, Schach zu spielen; das Edikt kam in Verfall. Doch bedienten sich die Spieler aus Achtung vor dem Königtum, selbst in dieser Gestalt, nicht mehr der Formel: Schach dem Könige; sie waren jetzt höflicher und sagten: Havez (ave), Heil und Gruß dem Könige, um ihn beschreiben vor dem Matt zu warnen.

Das Spiel erhielt sich. Unter Ludwig XIV. erfand Pascal die Kaffeehäuser. Er eröffnete sein Etablissement auf dem Marktplatz von St. Germain; man genoß dort Kaffee, der eben so in der Mode war, wie Racine, trotz Frau von Sevigné, der Epistolographin. Ein Sicilianer, François Procope, gelockt durch Pascal's Glück, gründete das berühmte Kaffeehaus, dessen Schild seinen Namen beibehielt. Piron und Diderot stellten sich dort an, und mit ihnen Jean Jacques Rousseau und Philidor. Das Kaffeehaus der Regentenschaft weitete bald mit Procope. Voltaire und Rousseau kamen dorthin, so oft sie bei guter Laune waren, freilich ein seltener Fall. Jean Jacques wurde dort von Philidor besiegt. Der Verfasser der „Bekenntnisse“ war nicht so stark, als er sich rühmt. Dies Kaffeehaus erfreute sich einer großen Berühmtheit. Loubet führt es in seinem „Faublas“ an; der Ambeter Sophie's lehrte eines Tages in der Zerstreung dort ein und störte eine Schachpartie. „Mein Herr“, sagte ein Spieler sehr bestig zu ihm, „wenn man verliert ist, kommt man nicht auf das Kaffeehaus der Regentenschaft. Ich höre auf Ihre Reden und mache daher Fehler wie ein Schüler.“

Das edle Spiel ist durch die Störungen, die ihm von Ludwig dem Heiligen, von Montaigne, von Faublas, von Jean Jacques Rousseau und von Robespierre widerfahren, glücklich hindurch gedrungen und jetzt in heitere Regionen gelangt, wo seine goldenen Tage beginnen. Der Thron des Schachs erhebt sich in einem Palaste. Der Hof des Panorama-Klubs besteht aus der Aristokratie des Französischen Schachspiels. Hier sind alle Titel unantastbar; jeder Edle hat sich sein Wapen durch seine Tüchtigkeit erworben. Der Erste unter seines Gleichen ist Herr von Labouardonnais, der Enkel des berühmten Gouverneurs, den Bernardin von St. Pierre in „Paul und Virginie“ verewigt hat. Er ist, wie Chataubriand, aus St. Malo gebürtig. Der Geist des Christenthums ist ein Landmann von dem Geist des Schachspiels. Nach ihm kommen Boneour, Galbi, ein Italiänischer Flüchtling, St. Amand, Devinc, Desloges und der Baron du Menil.

Zu diesen Namen gesellen sich andere berühmte Namen des Landes: der Graf von Richbourg, der Graf Briffy d'Anglas, der tapfere General Haro, dieser Bauban der Armee und des Schachspiels; der Her-

jog von Detazes, Gautier von der Gironde, Delaville, Berlin de Baur, unser junger geistreicher Historiker Mignet; Lacreteille, Meyerbeer, Hersent, Panferon, der anmuthige Komponist; Amédée Zoubert, der Gelehrte im wahren Sinne des Wortes; Grevedon und noch viele Andere, die mir nicht einfallen, denn ihre Schaar ist zu zahlreich; sie besteht meist aus Literaten, Künstlern und Militärs. Die ganze Intelligenz unserer Gesellschaft ist im Panorama-Klub repräsentirt. Letzten Sonntag sah ich dort einer der interessantesten Partien zu, die zwischen Herrn von Barneville und Herrn von Jouy, dem trefflichen wüthenden Eremiten der Chaussée d'Antin, eröffnet wurde. Herr von Barneville ist der letzte lebende Schachspieler, der noch mit Philidor gespielt hat; er ist der frischeste, jugendlichste Greis, den man sich denken kann. Er erzählte uns von Philidor, der ihm immer den damals gebräuchlichen Vortheil beim Anfange des Spieles, nämlich die Aufhebung des Springers gegen den Bauern und den Zug, einzuräumen pflegte; er erzählte uns, dieser Nestor des Schachspiels, von jener alten Geschichte, von welcher uns so viel Revolutionen scheiden. Nichts ist rührender, als Jemand sagen zu hören: „Wie ich mit Philidor spielte“; man glaubt eine Auferstehung zu erleben. Das Zeitalter Jean Jacques Rousseau's, von Herrn von Barneville repräsentirt, spielte Schach mit dem folgenden Zeitalter, das in der Literatur und im Schach von Herrn von Jouy repräsentirt war; und ich, ein unwürdiger Kampfrichter, ich folgte mit zersirentem Auge der Partie, ich dachte an Philidor, den Musiker, und an die Oper Meyerbeer's, die mir am folgenden Tage so viel Entzücken und Genuß bereiten sollte. Philidor und Meyerbeer! zwei Jahrhunderte, die in dem Panorama-Klub an meinem inneren Blick vorübergingen.

#### Bibliographie.

- Les filiales. — Von Mad. B. Daltensheim (Gabrielle Soumet).  
Ammalat-Bez. — Eine Kaukasische Erzählung. 7½ Fr.  
Antonio Giovanni. — Roman von Mad. Romaine Souvestre. 2 Bde.

## A f r i k a.

### Bugia und Bona.

(Schluß.)

Während der Fahrt von Bugia nach Bona las ich wieder meinen Leo, besonders seine Beschreibung des Plazes, wohin wir eben feuerten. Bona liegt nach ihm mehr als eine Meile entfernt von dem alten Hippo oder Hippona. Die Gothen nahmen es den Römern ab, und die Araber verkranteten es bei ihrer Eroberung Nord-Afrikas. Nach vielen Jahren erst wurde aus den Trümmern Hipponas eine neue Stadt erbaut und von den Christen Bona (Hippo-bona) genannt. Die Araber nannten sie Bald el Huneb, oder die Stadt der Beeren, in Betracht der ungeheuren Menge rother Beeren, die in der Gegend wachsen. Nachdem Leo die Stadt ausführlich geschildert, erwähnt er der fruchtbaren Ebene um Bona, die 40 Engl. Meilen lang und 25 breit ist. Von dieser Fruchtbarkeit träumte ich die ganze Nacht.

Den nächsten Morgen selb liefen wir in den Hafen ein. Wie man sich dem Hafen nähert, stellt die Küste einen ungeheuren und sonderbaren Felsen dar, dem die Natur in ihrer Laune die Gestalt eines ruhenden Löwen gab, und zwar in solcher Ähnlichkeit, daß sie jeder wahrnimmt, noch bevor man ihm sagt, daß der Felsen der Löwenfelsen genannt wird. Von der See aus betrachtet nimmt sich Bona nicht ganz unmalierisch aus, aber das Innere blieb, wie es Leo beschreibt; miserable Häuser, die noch niedriger sind, als die zu Algier. Wir begaben uns nach dem vornehmsten Gasthof, wo wir ein mittelmäßiges Frühstück mit vier Frances der Mann bezahlen mußten und uns angeklündigt wurde, daß ein Bett fünf Frances die Nacht koste. Vor Tische gingen Herr Brown, ein Französischer Maler und ich hinaus zu den wenigen Ruinen des alten Hipporegius, die jenseits einer sumpfigen Ebene liegen. Der Strom Bujina, über welchen eine Brücke von Römischer Arbeit führt, fließt auf der westlichen Seite der Ebene und der größere, Seibhous, auf der östlichen; beide fließen zusammen ins Meer.

Die Ruinen der alten Stadt sind zerstreut auf einer Landzunge zwischen den beiden Strömen, die am Ufer flach und eben ist, sich aber nach und nach zu einer mäßigen Höhe erhebt. Sie haben fast eine halbe Stunde im Umfange und bestehen aus großen Mauertrümmern und Höhlungen unter der Oberfläche des Bodens, welche bestänlich die Römischen Eisternen heißen. Mein Freund Meutomm (der Deutsche Komponist), der Bona besucht hatte, ehe ich ihn in Algier traf, behauptet, es wären jene großen Höhlungen Kirchen gewesen. Der Französische Maler versicherte mir, es wären Kornbehälter gewesen; doch mit aller Achtung für Malerei und Musik bleibt Ihr poetischer Freund seiner alten Meinung treu, daß es Eisternen waren. Die Ueberreste einer Wasserleitung zwischen dem Strome und den Höhlungen heben allen Zweifel über den Gegenstand auf. \*) Zwischen den Ruinen sieht man auch ein schräges Dach von einem großen Gebäude, das das Klosterdach des heiligen Augustin gewesen seyn soll; einige hohe Bäume überschatteten die Umgebungen der heiligen Stätte. Gefühle von unangenehmlicher Feierlichkeit ergriffen mich, als ich den Boden betrat.

Wir setzten unseren Weg jenseits der ostwärts gehenden Straße fort und kamen zu einer Arabischen Familie, die in einem alten ver-

\*) Die Römer hatten ihr Getraide von Afrika bezogen. Numidien besonders war ihre Kornkammer, und es ist ganz natürlich, daß man in den Küstennähen viel Korn aufspeicherte, um es bei autem Winde (auch nach Italien zu befördern). So wasserarm wie jetzt war Afrika damals auch nicht, weil es noch mehr Wäldungen, welche die Quellen schügen, gab. Die Gothen brauchten kein Getraide wie das Ausland zu sammeln und benutzten also die Kornbehälter zu Kirchen. Die Araber endlich schickten auch kein Korn nach Rom, Kirchen brauchten sie noch weniger, Afrika wurde damals schon wasserarm; so machten sie vielleicht Wasserbehälter daraus. Nach dieser Konstruktion können Camobell, Neufsum und der Maler Recht haben; bei den Arabern waren es Eisternen, bei den Gothen oder Vandalen Kirchen, und bei den Römern Kornbehälter.



fallenen Hause an der Straße wohnte. Der Vater der Familie hütete das Vieh auf dem nahen Felde, und die Mutter, ein sehr gutmütig aussehendes Weib, deren Gesicht noch Spuren echt Arabischer Schönheit trug, saß in der Nähe der Wohnung im Grase und wob Wollenzug. Die Einfachheit des Gewebes war der ersten Jahrhunderte der Schöpfung würdig; anstatt des Weberschiffchens gebrauchte sie eine Nadel, mit welcher sie den Einschlag durch die Aufzugsfäden führte, die auf dem Boden lagen; die Aufzugsfäden liefen durch eine grobe Gattung von Rohr, und indem sie die Rohre anzog, verband sie den Einschlag mit dem Aufzuge. Wie angenehm ist's, die menschliche Kunst in allen ihren Stufen von ihrer einfachen Entstehung bis zu ihrer Vollkommenheit zu betrachten! Woll deutlicher Erinnerung an die wunderbaren Maschinen-Webereien zu Glasgow, konnte ich doch mit großem Interesse die Arbeit dieser armen Araberin ansehen. Zwei kleine Knaben und ein Mädchen standen an der Seite der Mutter; alle drei überraschten uns durch ihre ausgezeichnete Schönheit. Herr Brown, welcher Arabisch spricht, that für mich einige Fragen an die Mutter, die von ihr so liebenswürdig und mit solcher Leichtigkeit beantwortet wurden, als hätte sie uns in ihrem Gesellschaftszimmer empfangen; dabei aber unterbrach sie die Weberarbeit keinen Augenblick. „Wie alt ist“, fragte ich durch Herrn Brown, „dieses liebe Mädchen?“ (Sie schien 8 Jahre alt zu seyn.) — „Ich kann's nicht sagen“, antwortete sie, „sie war einige Winter und einige Sommer geboren, als die Franzosen ins Land kamen.“ — „Erinnern Sie sich, wie viele Sommer und wie viele Winter seit der Geburt Ihrer Söhne verfloßen sind?“ — „Nein! doch ich erinnere mich, daß kurz nach meiner Verheiratung in der Nachbarschaft eine Schlacht geliefert wurde, und daß man viele Köpfe auf Stangen umhergetragen hat.“

Wirklich nehmen diese Araber von dem Laufe der Zeit keine Notiz, sie haben weder Glocken, noch Geburtslisten; und dennoch sind sie die Nachkommen derer, welche uns die Algebra gelehrt haben.

Als wir wieder im Gasthose anlangten, fanden wir ein bößliches Schreiben von dem General, Gouverneur Monck d'Uzer, worin er uns zu Mittag einladet und bittet, wir möchten während unseres Aufenthaltes zu Bona seinen Tisch als unseren eigenen betrachten. Wir speisten in Folge der Einladung noch denselben Tag bei ihm, und, ich weiß nicht, ist es bloße Einbildung oder nicht, es kam mir vor, daß der Französische General und sein Stab, die ganz von Barbaren umringt sind, eben so froh waren, Europäische Besucher zu haben, als wir es gewesen, ihre Gastfreundschaft genießen zu können. Ich habe wenige Abende so angenehm verlebt, als bei dem General d'Uzer. Er ist ein freimüthiger offener Charakter. Die Presse, und noch mehr das Salon-Geschwätz schont selten den Charakter und das Betragen der Französischen Offiziere in der Regenschaft, wenn diese Tadel verdienen; aber trotzdem habe ich d'Uzer's Namen immer mit Achtung nennen hören. Selbst der Baron Pichon, der das Verfahren der Franzosen in Bona tadelt, spricht von d'Uzer mit Lob. Es war daher schmeichelhaft für mich, daß dieser Mann mich über die gegenseitige Stellung der Franzosen und Eingebornen in diesem Theile der Regenschaft unterrichtete, und ich betrachtete es als ein Kompliment, daß er mir die Grundsätze seiner Verwaltung mit dem sichtlichsten Wunsche auseinandersetzte, sie möchten wegen ihrer Gerechtigkeit und Humanität meine Schätzung gewinnen. Er sagte mir: „Ich habe die Eingebornen durch Güte und Billigkeit gewonnen; ich bitte Sie, machen Sie morgen mit mir einen Ausflug zu Pferde nach der weiten Ebene zur Dseite Bonas; wir werden durch Lagerstätten der Araber kommen und keinen einzigen Franzosen zum Schutze, nur eingeborne Reiter bei uns haben, aber Sie sollen doch so sicher seyn, als in den Straßen Londons.“

Des andern Morgens fanden wir beim General Arabische Pferde für uns bereit und ritten, in Begleitung von 150 Eingebornen, nach einem 14 Englische Meilen entfernten Orte. Ich ritt an der Seite des Generals und hatte das Vergnügen seiner Unterhaltung mehrere Stunden. Wir kamen bei einer Höhe vorbei, die von einer Compagnie Türken besetzt war. Diese stellten sich in Reihe und Glied, den General zu begrüßen, und ich bewunderte die Annuth, mit welcher sie die Honneurs machten. Sie waren schöne, große Männer; sie präsentirten nicht das Gewehr, sondern hielten es im Arme, während sie die Hand auf die Brust legten und den Kopf senkten, wie es beim orientalischen Salaam gebräuchlich ist. Der General beschrieb mir die Hülsquellen und Erzeugnisse des Landes und verbreitete sich ausführlich über die daraus zu ziehenden Vortheile, wenn der Boden Europäisch kultivirt wird. Er unterhält seine Truppen nicht durch Bedrückung der Araber, sondern kauft die Bedürfnisse von ihnen. So liefern sie Fleisch für 2 Sous das Pfund, und verhältnißmäßig das Brod. Wir kamen an die große Ebene; sie erstreckt sich bis an die Grenzen von Tunis, und ich war erstaunt über das lippige Grün und die natürliche, aber vernachlässigte Fruchtbarkeit. Nur selten sieht man eine Distel, so weit das Auge reichen kann, lebendige Vegetation, und es war mir, als ritt ich meilenweit durch die Gärten von Kensington. Leo Africanus hat Recht in seiner Beschreibung. Nachdem ich in Gedanken die Zahl der Quadrat-Meilen und Acker Land berechnet hatte, die die Ebene haben kann, fragte ich den General, wie viel Seelen wohl jetzt hier zu finden seyen? Zweitausend, glaubte er. So sind denn hier 1000 (Engl.) Quadrat-Meilen des reichsten Bodens von wenigen armen Geschöpfen bewohnt, nur zwei Köpfe auf eine Meile, während hinreichendes Feld für 6 bis 7000 Pächter und für die Bevölkerung eines kleinen Königreichs wäre. Nach der Lust zu schließen, die ich einathme, muß die Ebene auch gesund seyn, und der General sagte mir auch, daß sie gesunder sey, als das sumpfige Land an der Stadt und die Stadt selbst, wo der Schutt und andere Ursachen schädlichen Einfluß üben, den er aber bald hinweggeräumt haben wird. Ein Acker Land könnte für 3 Franken gekauft werden. Doch der General war zu aufrichtig, um nicht hinzugeben, daß die Ansiedlung der Europäer mit einiger Gefahr verbunden sey. Der verwahrloste Boden kann niemals so gesund seyn, wie der, wo durch

Anbau die Atmosphäre gereinigt ist. Auch mangelt es an gesunden Quellen. Anfangs war zu Bona die Sterblichkeit sehr groß; von den 4000 Mann der Garnison lagen 2000 im Hospitale; selbst 1834 noch waren die Krankheiten nicht vermindert, obgleich die Todesfälle nicht mehr so häufig waren. Jetzt führt eine wiederhergestellte Wasserleitung der Stadt besseres Wasser zu, und für die Gesundheit der Soldaten ist auf alle Art besser gesorgt.

Wierzehn (Engl.) Meilen von Bona machten wir Halt. Während unsere Pferde im Grase weideten, gruppirt sich die Afrikanischen Reiter unter Bäumen mit ihren dampfenden Pfeifen und saßen so malerisch da, als hätten sie einem Künstler gesessen. Auf dem Rückweg war ich nicht so glücklich, die Gesellschaft des Generals genießen zu können. Raum hatten wir nämlich die Rosse bestiegen, als diejenigen Araber, welche nach ihren Dörfern, statt nach Bona, zurückkehren mußten, ihren Pferden die Sporen gaben und wie das wilde Heer dahinslogen. Ihr plötzliches Galoppiren verbreitete, durch einen Zufall begünstigt, das Gerücht, daß sich ein wilder Eber gezeigt habe und die Araber auf ihn Jagd machten. Mein Pferd saßte das Gerücht auf, wieberte jagdlustig und lief mit mir davon, als wollte es durchaus Theil an der Jagdpartie nehmen. Als ich es durch den Zügel in seiner Lust mäßigen wollte, setzte es sich auf die Hinterbeine und gab mir dadurch zu verstehen, daß es mich zurückschlagen werde, wenn ich nicht mit ihm weiter wollte. So mußte ich mich denn über Stock und Stein tragen lassen, bis wir zur Arabischen Truppe kamen. Einer, der Französisch verstand, machte wohlwollend den Dolmetscher zwischen mir und meinem Pferde. Er streichelte es und sagte ihm auf Arabisch, daß ich erstlich nicht zur Eberjagd aufgelegt sey, und daß es zweitens keine Eberjagd gäbe. Das Pferd wurde nun meiner Meinung und kehrte mit mir zum General zurück, mit welchem ich jetzt den Weg nach Bona fortsetzte. Auf diesem kamen wir zu einem Arabischen Lagerplatz, wo Einer heraustram, mir eine Tasse Buttermilch zu präsentiren. Der Trank war mir nach dem ermüdenden Ritt sehr willkommen; doch ich reichte ihn dem General, damit er erst trinke. Dieser aber sagte: „Ich bin hier zu Hause, das Kompliment gilt Ihnen, als dem Gäste“; und als ich in die Tasche griff, sagte er: „Geben Sie ja kein Geld, dieser Mann ist der Patriarch hier“, und so dankte ich bloß mit einem Salaam.

Thomas Campbell.

## O s t i n d i e n .

Hindostan und seine Bewohner.

Nach Miss Emma Roberts.\*)

Es ist ein allgemeiner, aber großer Irrthum gewesen, Indien als ein in seinen Sitten, Gewohnheiten und Vorurtheilen unveränderliches und unverändertes Land zu betrachten. Zwar haben seine eigenthümlichen Einrichtungen und die Eintheilung des Volkes in Kasten lange Zeit dazu gedient, einen Schrein von geheimnißvoller Unveränderlichkeit in den moralischen und religiösen Gebräuchen der Indier bei flüchtigen Beobachtern aufrecht zu erhalten. Doch eine vollständige Belehrung über den Gegenstand würde uns gewiß eine große Veränderung selbst in den frühesten Zeiten nachweisen, wie es bei allen übrigen Völkern der Fall gewesen ist. Jedoch waren die Veränderungen der früheren Zeiten in Vergleich mit den späteren sehr gering. Die Politik der Mahamedanischen Eroberer war mehr darauf bedacht, sich mit den Eroberten zu vereinigen und allmählig zu verschmelzen, als ihre neuen Unterthanen zu ihrer Religion und zu ihren Gebräuchen zu zwingen. Die inländischen Fürsten wurden mit Achtung behandelt, und die Regierungs-Maschine wurde aus einheimischem und ausländischem Material zusammengesetzt. Eingeborene wurden zu wichtigen Stellen berufen, und die Wichtigkeit dieser Politik haben die weisesten der Mongolischen Kaiser so sehr ein, daß einige derselben ihren Einfluß sogar durch eheliche Verbindungen mit den vornehmsten Indischen Fürsten zu vermehren suchten.

Die Politik oder Praktik Großbritanniens ist meistens wesentlich verschieden gewesen; und aus dieser Ursache haben sich in unseren Tagen die größten und wichtigsten Umwälzungen in den Sitten und Gewohnheiten der Indier ereignet. Die von der Englischen Regierung befolgten Maßregeln, die ohne Zweifel zum Theil aus unbegreiflichen Umständen hervorgingen, haben zum Umsturze jeder inländischen Macht, — zur Berufung fremder Personen zu allen wichtigen Staatsämtern und zu einer fast gänzlichen Absonderung der Eroberer von den Eroberten geführt. Das einzige Band, welches sie an einander knüpft, besteht, außer der Gewalt, in der Achtung und dem Vertrauen, das die Unerscholtenheit des nationalen und individuellen Charakters einflößt, — in der unparteiischen Rechtspflege, — und in dem kräftigen Schutze für alle Stände. Das allgemeine Betragen der Engländer gegen die eingeborenen Indier hat schwerlich Veranlassung zur Neigung und Liebe gegeben; und dennoch zeigten sich hiervon einige glänzende Beispiele, deren günstiger Erfolg Andere zu dem Versuche, einen so wünschenswerthen Einfluß zu erlangen, gereizt hat; aber dieser Fall war bisher nicht sehr häufig. Miss Roberts theilt viele vernünftige Beobachtungen über diesen Punkt mit, dessen Wichtigkeit sie vollständig eingesehen zu haben scheint:

„Der Mangel an Urbanität, ein zu gewöhnlicher Zug im Englischen Charakter, wird, wie es zu bestreihen steht, das gute Einverständnis, welches zwischen den inländischen Großen und den Untergebenen ihrer fremden Herrscher bestehen sollte, aufhalten; doch es kann kein Zweifel seyn, daß die Weisheit Indiens hauptsächlich von der Versöhnung der Engländer mit denjenigen abhängt, welche unsere Politik bisher, wenn auch nicht gemißhandelt, doch unterdrückt und vernachlässigt zu

\*) Scenes and characteristics of Hindostan. By Miss Emma Roberts. 3 Vol. London 1835.



haben scheint. Angesehene, wohlhabende und einflussreiche Inländer müssen bald ihre Stellung und ihre Kraft erkennen; und wenn sie nicht die Achtung und den Einfluß, der ihnen mit Recht gebührt, erhalten sollten, so ist kaum zu erwarten, daß sie eine Regierung, deren Diener ihren Interessen entschieden entgegen sind, noch ferner unterstützen werden.“

„Bisher ist man mit ihnen noch sehr wenig in nähere Verbindung getreten. Die Englisch-Indischen Einwohner waren, mit wenigen Ausnahmen, nicht geneigt, den Eingeborenen Belehrung zu erteilen oder sie von ihnen zu empfangen; sie haben sich wenig Mühe gegeben, sie über die Sitten und Gewohnheiten zu belehren, welche ihnen als unpässend und zeitwidrig hätten erscheinen müssen, oder ihnen durch überlegene Geistesfähigkeit Achtung einzusößen.“

Daß die Indier mit ihrer scharfen Beurteilungskraft den Europäern ihre Schwächen abgemerkt haben, kann Niemand bezweifeln, der mit ihnen verkehrt hat; zwar lassen sie mit ihrer Selbstbeherrschung ihren Gefühlen selten freien Lauf; doch ihre Empfindlichkeit gegen Beleidigungen hat sich schon öfters auf eine traurige Weise geäußert, und Miß Roberts giebt in einem Auszuge aus dem Delhi Akbar ein interessantes Beispiel davon, in welchem Lichte solche Rohheit von ihnen angesehen wird:

„Die Regierung“, sagt der Indische Schriftsteller, „hat einen seltsamen Mangel an Einsicht gezeigt, daß sie Herrn M. zu der Stelle in ernannt hat. Der Mann ist ein gewaltiger Dummkopf und sehr hitzigen Temperaments; er ist nicht fähig, selbst etwas zu Stande zu bringen; doch hat er die merkwürdige Tugend, zornig zu werden, wenn geschicktere Personen etwas für ihn thun wollen. Als die angesehensten Hindus ihm gestern aufwarteten, stand er eben auf, kam halb angekleidet hervor und sagte, als sie ihn grüßten: „Was wollt Ihr?“ — und als sie antworteten: „...Blos unsere Aufwartung machen“, brüllte er sie an: „Packt Euch!““

Daß aber auch Einzelne sich die Achtung und sogar die Liebe der Indier erworben haben, ist eben so gewiß; und zu den Namen Hastings, Sir John Malcolm, Tod, Sir Thom. Munro und Elphinstone, welche Miß Roberts besonders erwähnt, kann noch eine lange Liste von Personen, welche selbst von vielen vornehmen Indiern hoch verehrt wurden, hinzugefügt werden; und unter diesen darf man den Bischof Heber und den vortrefflichen Herrn Seton nicht vergessen. Diese sind, mit einer einzigen Ausnahme, alle gestorben; aber in Indien leben ihre Namen fort, von dem Andenken an ihre milden und menschlichen Handlungen ein Balsamirt, und werden ihrem Vaterlande, wenn es vielleicht in Indien die Herrschaft längst verloren haben wird, zur Bierde und Ehre gereichen.

Wer kann ohne Mäßigung die Geschichte des Britischen Einflusses in Indien von der Stunde an betrachten, wo eine Handvoll Abenteurer dort an's Land gestiegen ist, bis jetzt, wo so viele Millionen Menschen der Gewalt ihrer heimischen Herrscher entrißen und einigen Fremdlingen unterworfen sind? Sollte es nicht Bestimmung der Vorsehung seyn, damit Bildung und Wohlstand für unsere Mitunterthanen daraus entspränge? Indessen gestehen wir, daß wir nicht ohne Bedauern auf den zunehmenden Verfall jenes romantischen Glanzes blicken, der sonst über das weite Indien ausgebreitet war. Von dem prachtvollen Kranz zahlreicher Fürsten, die vor 80 Jahren noch das Land geschmückt haben, ist kaum noch ein einziger da, der seinen Platz oder seine frühere Herrlichkeit noch hätte. Sie waren halbbarbaren und brachten durch Tyrannie Verderben über ihr Haupt. Aber es schmerzt doch zu sehr, daß in ganz Hindostan kein einziger Fürstenthum mehr übrig ist, der die Herrlichkeit früherer Tage noch darbieten kann.

Die Herrlichkeit Indiens beschränkte sich nicht auf Hse und Fürsten; es gab eine Zeit, wo jede Stadt das Andenken an Größe bewahrte. Benares, Lucnow, Delhi, Agra und Mutttra wurden als Städte betrachtet, die zum Feuertempel gebären. Selbst die treuesten und nächsternsten Erzählungen vom Großmogul, von den reichen Nabobs, den glänzenden Tigerbeuten, den Wittwen, die sich in den Flammentod stürzen, und den Menschenopfern, — selbst die Geschichten der Reisenden verminderten wenig das Interesse, welches sich an diese Wundererzählungen knüpfte. Nach verschwand die Täuschung noch nicht gänzlich, als jene Städte sich den Augen der ersten glücklichen Abenteurer, die sie eroberten, zeigten.

Die kleine Zahl der Europäer, welche diese entfernten Gegenden erreichte, fügte sich anfangs, theils aus Nothwendigkeit, theils aus Liebe zum Romantischen, in den Ton der vornehmen Indischen Gesellschaft, und der Reiz dieses neuen Lebens war für sie so blendend und zauberisch, daß sie bei dem schmeichelhaften Einflusse, der ihnen zu Theil ward, alle Entbehrungen vergaßen. Doch als im Verlaufe der Zeit die Zahl der Ankömmlinge sich vermehrte, schwand der Reiz der Neuheit, und mit ihr entfloß das Romantische. Agra und Delhi gesehen zu haben, hörte auf, ein Wunder zu seyn, als die Straße dorthin Allen offen stand. Die Indischen Großen, von den neuen Einwohnern vernachlässigt, zogen sich zurück oder starben aus; und ihre Nachfolger verarmten vielleicht durch den Wechsel der Umstände und scheuten den Umgang mit den Fremdlingen. Dadurch entstand endlich eine völlige Trennung zwischen den Indiern und Europäern.

Die Skizzen der Miß Roberts beschäftigen sich hauptsächlich damit, den Grad des Uebergangs und der Veränderung zu bezeichnen, den wir zu erklären versucht haben. Fast in jedem Kapitel zeigen sich

\*) Doch muß man gestehen, daß gerade dieser Auszug aus dem Hindu-Journale ein sprechendes Zeugnis für den herrschenden Liberalismus der Verwaltung im Allgemeinen ist. Ware die Verwaltung in Hindostan liberal, so würden wohl sämmtlich solche Stimmen, wie wir sie in dem Delhi Akbar eben gehört haben, laut werden können. Die Franzosen in Algier würden schwerlich von einem Mauren solche Sprache dulden, obgleich sie auch Beamte dort haben, die selbst nichts zu Stande bringen, doch das außerordentliche Talent haben, zornig zu werden.“

Symptome hiervon. Das Werk, das in drei Bänden besteht, ist jedoch nicht eine fortlaufende Erzählung oder ein Tagebuch; sondern es enthält eine gewisse Anzahl von Kapiteln, deren jedes einem besonderen Gegenstande gewidmet ist. Diese Kapitel erschienen bereits, wie wir aus der Einleitung ersehen, im Asiatischen Journal, und wurden in Folge ihrer günstiger Aufnahme nachher fast in ihrer ursprünglichen Form abgedruckt. Diese Form hat ohne Zweifel ihre Vortheile, aber auch manche Nachteile. Man häuft von einem interessanten Gegenstande zum anderen, ohne, wie in einer Geschichtserzählung, die einzelnen Umstände innerlich verbinden zu müssen; aber auf der anderen Seite muß die Sammlung zerstreuter Blätter nothwendig oft zu Tautologien und Wiederholungen führen, welche man in einer fortlaufenden Erzählung ohne Zweifel vermeiden haben würde. Ob wir gleich vieles Schöne gefunden haben, so müssen wir doch auch gestehen, daß Miß Roberts im Allgemeinen zu sehr nach Effect hascht; ihr Stil ist oft schwülstig und verfehlt deshalb den Eindruck, den größere Einfachheit sicher hervorgebracht hätte. Im Allgemeinen jedoch haben diese Skizzen viel Leben, und manche Stellen sind von großem Interesse. Die Naturscenen und die Ueberreste der gefallenen Größe sind mit glänzenden Farben geschildert, während die Verfasserin über geringere Gegenstände mit einer gefälligen Flüchtigkeit hinstreift, die solche Kleinigkeiten, welche andere Schriftsteller kaum ihrer Feder gewürdigt haben würden, äußerst interessant macht. (Schluß folgt.)

## M a n n i g f a l t i g e s .

— Europäische Gastfreundschaft. Die Franzosen und Engländer sind jetzt in gewisser Beziehung gastfreundlicher gegen uns, als wir gegen sie zu seyn pflegen. Während wir in der Regel dasjenige, was Französische oder Englische Schriftsteller über literarische und sociale Verhältnisse Deutschlands drucken lassen, mit ironischen oder wohl gar bitteren Bemerkungen aufzunehmen pflegen, werden unsere eigenen Schriftsteller, die über ähnliche Dinge in Frankreich und England schreiben, dort als Autoritäten dem Publikum vorgeführt und angepriesen. So ging es vor einiger Zeit dem Fürsten von Pückler-Muskau mit seinem neuesten Werke (Semilasso), von dem Auszüge in den gelesesten Französischen Blättern paradierten, und so geht es jetzt dem Herrn Professor v. Raumer, dessen Reise über England, unmittelbar nachdem sie in der Uebersetzung der Dres. Rusin bei Murray in London erschienen, in 1200 Exemplaren verkauft worden sind. Der Deutsche Verleger des Originals dürfte wohl schwerlich schon so gute Geschäfte damit gemacht haben. Einige Aufsätze, die ein Anderer unserer gelehrtesten Mitbürger, Herr Professor Gans, erst vor ganz kurzem über Pariser literarische Zustände hat drucken lassen, machen jetzt bereits die Kunde durch die Französischen Journale. So enthält die Revue de Paris vom 29. Febr. eine Uebersetzung des „Salons der Madame Récamier“ und zwar hin und wieder mit einigen unbedeutenden Zusätzen oder Auslassungen, aber augenscheinlich mit großer Genauigkeit über die allerdings schmeichelhafte Wahrheit, mit der der Deutsche Geschichtschreiber die von ihm vorgeführten Französischen Schriftsteller portrairt hat.

— Literarische Notizen. Die Zahl der in England im vorigen Jahre erschienenen Bücher belief sich auf 1400, wozu jedoch weder die neuen Auflagen älterer Werke, noch Broschüren, Landkarten, Musikalien und Zeitschriften gezählt worden sind. Dieser letztere Umstand wird es erklärlich machen, warum die Zahl der Englischen Novitäten von der der beiden Leipziger Mess-Kataloge selbst dann noch so auffallend abweicht, wenn man einerseits die größere Bevölkerung Deutschlands und andererseits die weltbekannte Schreiblust der Deutschen in Anschlag bringt. In Frankreich erscheinen zwar ungefähr, aber doch auch noch nicht ganz so viel Bücher jährlich als in Deutschland. Im vorigen Jahre belief sich die Zahl der auf den Französischen Büchermarkt sowohl in Französischer, als in Deutscher, Englischer, Spanischer, Italiänischer, Portugiesischer, Lateinischer und Griechischer Sprache gekommenen Novitäten auf 6700. Außerdem erschienen in Frankreich 250 musikalische Werke und 1049 Kupferstiche und Steindrucke. Die von Herrn Stella in Mailand herausgegebene Bibliografia Italiana giebt die Zahl der vorjährigen neuen Erscheinungen in der Italiänischen Literatur auf 3623 an. Dies ist jedoch eine ganz illusorische Zahl; denn außerdem, daß darunter alle Gebetbücher und Breviarien, alle Gelegenheits-Karmen und Operntext-Büchlein (libretti), so wie alle gleichzeitig erschienene Nachdrucke jedes nur einigermaßen gelesenen Buches mitgezählt sind, wird auch jedes Heft, ja oft jeder Bogen der meistens in monatlichen Heft- oder Bogen-Lieferungen erscheinenden größeren Werke als eine besondere Nummer aufgeführt. Alles dies in Anschlag gebracht, wird man die Zahl der im vorigen Jahre in Italien herausgekommenen neuen Verlagwerke, die diesen Namen wirklich verdienen, auf den zehnten Theil der obigen Summe, also auf etwa 362 reduzieren können. Der Zustand des Italiänischen Buchhandels ist ein höchst klägliches, und daran ist wohl vor allem Anderen das Unwesen des Nachdruckes schuld, das dort, wie in keinem anderen Europäischen Lande, begünstigt wird. Ein Buch, das Manzoni oder Silvio Pellico heute in Mailand oder Turin erscheinen lassen, ist sicher, binnen zwei Monaten in sechs verschiedenen Italiänischen Staaten sechs Mal nachgedruckt zu werden. Daß unter solchen Umständen eine Aufmunterung der Schriftsteller durch ein Honorar, das sie auch nur für ihre Opfer an Zeit entschädigt, ganz unmöglich ist, versteht sich wohl von selbst. Ein Italiänischer Autor muß eben entweder so vermögend wie Manzoni oder so philosophisch-anspruchlos wie Silvio Pellico seyn; Beide können freilich das Publikum zur Befriedigung ihrer irdischen Bedürfnisse leicht entbehren.

\*) So berichtet wenigstens das Athenaeum vom 5ten d. M.